

Abschied der Schwester am Morgen eine so heftige Gemüthsbewegung hervorrief, daß sie stundenlang auf ihrem Schlafzimmer in Thränen aufgelöst verweilt hatte, erschien jetzt im Wohnzimmer. Am gemeinschaftlichen Mahl theilte sie sich aber heute nicht, „sie könne nicht essen“ äußerte sie auf das wiederholte Zureden der Mutter.

Johanna glich im Aeußern ihrer Schwester Nora, doch waren die Formen ihres Gesichts nicht so regelmäßig als bei jener. Immerhin war sie mit ihren zwanzig Jahren, den großen dunklen Augen und dem feingeknickten Mund eine anziehende Erscheinung. Einfach und anspruchslos erzogen, von einer klugen Mutter und tüchtigen Hausfrau in allen Zweigen des Hauswesens ausgebildet, war sie wohl geeignet, einen Mann glücklich zu machen.

Um vier Uhr, als es zu dunkeln begann, kehrte der alte Vormann mit der Post zurück. Sein am Morgen schon düsteres Antlitz war inzwischen noch um einige Grade finsterner geworden.

„Wissen Sie's schon, Herr Postmeister,“ wandte er sich, nachdem er die Postbeutel abgeliefert, an seinen Vorgesetzten, „im kommenden Herbst soll die Personenpost von Bergkirchen nach Bad X aufgehoben und bis dahin eine Bahn gebaut werden? Ich hab's in X gehört.“

Röder nickte. „Ich habe heute Morgen auch die Mittheilung von oben erhalten. Lesen Sie mit Muße das lange Schriftstück durch, die Bahnangelegenheit ist auch für Sie von höchwichtiger Bedeutung,“ damit schob er Vormann eine lange Verfügung der obersten Postbehörde zu.

Der alte Vormann zog seine Brille aus der Tasche, ließ sich auf einen Stuhl nieder und begann zu lesen und je weiter er sich in das Schriftstück vertiefte, desto bekümmert wurden seine Mienen. Als er nach reichlich zehn Minuten das Schriftstück aus der Hand legte, seufzte er tief.

„Nun, was sagen Sie dazu,“ wandte sich der Postmeister, welcher die eingegangenen Postfächer inzwischen fortsetzt und in die Bücher eingetragen hatte, an den vor sich hinstarrenden Alten. „Habe ich's nicht immer gesagt, daß sie auch unsere friedlich-stille Gegend über kurz oder lang mit einer Bahn beglücken würden?“

Der Alte schüttelte mißgelaunt den Kopf. „War das denn nöthig? Genügte denn die Post nicht vollkommen den Anforderungen des Verkehrs?“

„Na freilich, aber heute will ja jedes elende Dorf „seine“ Eisenbahn haben“, erwiderte der Postmeister.

„Und mich will man ohne Weiteres mit ein paar Thalern in den Ruhestand schicken“, klagte der Alte. „Was soll ich damit anfangen? Zu schwerer körperlicher Arbeit taugen meine alten Knochen nicht mehr, und wie soll ich den Tag hinbringen, wo ich doch daran gewöhnt bin, alle Tage die Post zu begleiten. Ich glaube, ich überleb's nicht, Herr Postmeister. Wenn man, wie ich, 40 Jahre regelmäßig gefahren und in der gewissenhaften Erfüllung seiner dienstlichen Pflichten den einzigen Abnehmer seines Kammers gefunden hat, dann giebt's, wenn man plötzlich aus dem alten Geleise geworfen wird, da drinnen einen Kuck und Schlag, von dem man sich nicht wieder erholt.“

„s Leben hat für mich keinen Werth, wenn ich nicht mehr schaffen kann.“

„Ich glaub's Ihnen gern, Vormann. Auch ich möchte nicht leben ohne Arbeit. Aber was ist dagegen zu machen, wenn sie da oben einen in den Ruhestand versetzen? Nichts! Sie sind der letzte Postschirmermeister in unserm Bezirk, und auch wohl im ganzen Reiche.“

Nun an der Aufhebung der Personenpost nichts mehr zu ändern ist, so hören Sie denn, daß man dieselbe gewissermaßen nur mit Rücksicht auf Ihre Person noch so lange hat fortbestehen lassen. Schon vor fünf Jahren wurde beabsichtigt, die Post in eine solche ohne Begleitung eines Conducteurs umzuwandeln und Sie zu pensioniren. Ich sollte mich gutachtlich darüber äußern, ob dem etwaige Bedenken entgegenständen.“

Nach Lage der Sache konnte ich nur mit „nein“ antworten, denn der Verkehr der Reisenden hat nicht zu-, sondern abgenommen, seitdem das Bad X und die Stadt B jenseits des Gebirges von H aus mit der Bahn zu erreichen ist. Die Sache hat mir damals mehrere schlaflose Nächte verursacht, denn ich wußte, daß das Einzige Ihrer Stelle und Ihre Pensionirung Ihnen sehr nahe gehen würde. Andererseits war es meine Pflicht, das Interesse der Verwaltung zu wahren. Ich schwieg gegen Sie über die Sache, um Sie nicht zu beunruhigen und erwähnte derselben nur gegen einige Herren im Orte, auf deren Verschwiegenheit ich rechnen konnte. Kurz, diese Herren haben damals eine Petition an die obere Behörde gerichtet, worin sie unter allerhand Scheingründen um die Beibehaltung der Post unter Ihrer Führung dringend baten. Was ich kaum erwartet habe, traf ein, die Behörde sistirte auf jene Petition hin die Umwandlung der Post und Sie blieben im Amte. Ich schwieg auch jetzt noch gegen Sie, weil die Behörde sich nicht zu einer definitiven, sondern nur aufschubweisen Beibehaltung der Post verstehen wollte; die Sache blieb also schwebend und Sie würden, hätte ich Ihnen alles erzählt, aus der Beunruhigung nicht herausgekommen sein. Nehmen Sie

das Factum ruhig hin, Sie haben lange genug dem Staate gedient; für eine passende Beschäftigung wird sich bis zu Ihrem Abgang wohl noch ein Ausweg finden. Wir Alten können nur schweigend zusehen, neue Zeiten bringen neue Einrichtungen! Stüd für Stüd bröckelt vom Alten ab — bald wird's gar keine Posten mehr geben und statt des schmetternden Hornsignals und der Rieder des „Schwagers“ Postillon werden die Reisenden nur noch ohrenbetäubende pfeifende und kreischende Töne der Dampfmaschinen vernehmen. Die Poesie des Reisens ist dahin, die Menschen werden wie die Sprachen beim Thurmbau zu Babel durcheinander gewirbelt und wer bei dem ruhelosen Treiben nicht seine Ellenbogen gehörig gebrauchen kann, geht unter in dem Hasten und Jagen nach Ansehen, Reichthum und Wohlleben.“

Der alte Vormann nickte. „Ja, ja, so ist's. Wir Alten sind überflüssig, weil wir nicht Schritt halten können und mögen mit den Jungen. Na, lange hält's nicht mehr zusammen da drinnen, und das ist auch mein Trost. . . zum Faulenzen passe ich nicht. Und wenn unser Herrgott bald zum Rückzug blasen läßt. . . mir soll's recht sein; um mich alten Knaben weint weder Frau noch Kind.“

„Nur nicht solche Gedanken, Vormann,“ beschwichtigte der Postmeister. „Was wissen Sie, ob man sich nicht einst um Sie grämen wird? Gerade Ihnen gönnt Jeder hier noch einen ruhigen heiteren Lebensabend.“

„Das ist vorbei, lange vorbei! Wer das erlebt, was ich erlebt habe, wird seines Lebens nie wieder froh. Mein einziger Wunsch ist schon lange gewesen, gleich wie ein Soldat im Felde, in meinem Verufe zu sterben und daß mit dem letzten Ton meiner einzigen Trostspenderin unser Herrgott meine Seele zu sich nehmen möge. Adieu, Herr Postmeister, dieser Tag hat den alten Wunden da drinnen wieder zwei neue zugefügt. Nun wird's der Herrgott droben hoffentlich bald stille stehen lassen. Adieu!“

Wie gebrochen wankte der biedere Alte hinaus und schritt gefenkt Hauptes nach seinem kleinen Häuschen in der Nähe, in dem ein kaltes ungeheiztes Zimmer und ein leerer Tisch seiner wartete. Keine liebende Hand schaffte ja mehr für ihn daheim, wenn er starr vor Kälte von der langen Fahrt zurückkehrte; er war auf sich allein angewiesen.

Mit zitternden Händen zündete er die Lampe an und warf dann Holz in den kleinen Ofen, um auf dem prasselnden Feuer sein karges Abendbrot zu kochen. Als er dasselbe eingenommen, griff er nach seiner geliebten Trompete, welche er stets an einen Nagel über dem Tisch an die Wand hing, und bald ertönte in leisen Akkorden die Melodie des Liedes

Dort unten ist Frieden im dunklen Haus,
Da schlummert der Müde, da ruht er aus.
Und schlief er im Schlummer des Abends ein,
Es wecket ihn nimmer der frühe Schein.

(Fortsetzung folgt.)

An die unrichtige Adresse.

Militär-Humoröde von Peter v. Hohenfels.

Jahre sind vergangen, seitdem ich als schmucker Husaren-Lieutenant bei dem 1. Schlesi'schen Husaren-Regiment Nr. 4 in Strehlen in Garnison stand.

Es ist gewiß nicht abzuleugnen, daß das Soldaten-Leben durchweg ein recht fideles ist, aber fideles als bei „unseren Husaren“ konnte und wird es auch nirgends sein.

Wie lachte uns das Herz in der verschürzten Brust, wenn wir in aller Frühe mit schmetternder Musik zum Thore des Städtchens hinausrückten. Mochte es noch so früh sein wie es wollte, überall an den Fenstern sah man niedliche Gesichter mit blauen, braunen oder sonstfarbigen Augen, die in süßem Schlummer verworrenen sammetweichen Locken waren eilig unter eine leichte Morgenhaube gesteckt worden und hier und da lugte ein schneeiger Arm hinter halb zurückgezogenen Gardinen hervor.

In den Hausthüren standen die diversen Küchen-fen, oder wie unsere Husaren dieselben stets recht drastisch bezeichneten, „unsere Küchendragoner“ mit Wasserkannen und Wassereimern, um in früher Stunde das für den Tag nöthige Wasser vom Brunnen zu holen. Aber nur das leiseste Signal machte die Mädels aufzukaufen, denn in Strehlen dienen, und keinen Husaren zum Schatz haben, wäre gewiß eine Schande gewesen.

Und was hatten wir auch für prächtvolle Zungens in unserer Schwadron; obgleich viel Polacken, so waren es doch Alle wirklich stramme Burschen.

Welch ein Genuß muß es jedesmal für die Küchenfee des Bürgermeisters Schmidt gewesen sein, wenn Stanislaus Proskow, der schmucke und stets hungerige Gefreite der ersten Escadron in ihr trautes Revier emporklimmte.

„Nun, Jeanettchen, Du mir liebes Schatz? Mir bist lustig und Dein gut, best' Stanislaus hungrig und durstig!“

„Ach, mein Schatz,“ rief Jeanettchen und hing am Halse ihres fest und steif stehenden Polacken.

„Bist mich gut! Mädels? Ich Dir lieb bin!“ rief Stanislaus und grinste dabei schon nach dem

Küchenschrank, ob Jeanettchen ihm nicht irgend einen guten, aber auch nicht zu kleinen Bissen aufgehoben habe.

„Hast Du Hunger, mein Stanislaus?“ Das Gesicht des Polacken verzerrte sich zu einem Grinsen, dem Ausdruck des vollsten Entzückens, aber verschämt blinzelte er zu Jeanettchen hinüber, die sich währenddem schon mit der Bratenschüssel und einer umfangreichen Weißbrodschnitte zu schaffen macht.

Stanislaus seufzte: „Bist mich gut' Mädels. Ich Dir lieb bin!“ während aber auch schon seine Rechte nach der recht appetitlich zubereiteten Brodschnitte langte.

Ob in den Ohren des Stanislaus das Signal „Galopp“ erschalle, weiß ich nicht, aber das weiß ich, im Galopp war die Liebesgabe Jeanettchens verzehrt und wieder überflog dasselbe vergnügte Grinsen das rothe Gesicht des Polacken, während er anscheinend verliebt stütete:

„Bist mich gut' Mädels. Ich Dir lieb bin!“ Jeanettchen freute sich und Stanislaus auch; Jeanettchen streichelte ihrem Schatz die schlecht rasirte Wange und Stanislaus tätschelte die rosige Hand Jeanettchens, beide aber schwiegen. So konnten sie wohl schweigend und kosend ein Stübchen gegessen haben, als der Zapfenstreich den lieben, süßen Stanislaus zu Bette rief.

„Schüg' Dich lieb' Herrgott! Bist mich gut' Mädels. Ich Dir lieb bin!“ rief Stanislaus; ein kräftiger Kuß und der liebe Schatz stürmte säbel-rasselnd die Treppe hinunter. Aber kaum an der Hausthür angelangt, kehrte er nochmals um, steckte den ewig grinsenden, rosig angehauchten Kopf zur Küchenthür herein und rief:

„Bist mich gut' Mädels. Ich Dir lieb bin. Gehe sich Tanz morge!“ und fort war er.

Für den andern Tag hatte der Herr Bürgermeister eine kleine Gesellschaft zum Thee zu sich geladen und so war es unmöglich, daß Jeanettchen mit ihrem Stanislaus „gehe sich Tanz morge!“

Auch ich war zu der Theegesellschaft geladen und machte mich auf den Weg nach der Wohnung des Herrn Bürgermeister Schmidt.

Jeanettchen, die schöne Küchenfee stand wie auf Kohlen vor dem Herde und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, ob sie nicht Säbelgeräusche vernehme. Endlich hört sie das bekannte Geräffel, sie nimmt schnell ein saftiges Stüd Braten und ein blankes Markstüd, eilt hinaus und trifft auf der schlecht beleuchteten Treppe ihren vermeintlichen „Stanislaus,“ dem sie einen kräftigen Kuß applicirt, Braten und Markstüd in die Hände drückt und ihn dann mit einem kräftigen Kuck die Stiege hinunterschiebt, mit den Worten:

„Nach, daß Du fortkommst, heut' hab' ich keine Zeit; laß Dir's gut schmecken und trink ein paar Glas Bier auf mein Wohl!“

Beruhigt eilte Jeanettchen wieder an ihre Arbeit, nicht ahnend, daß sie ihre Liebesgaben mir gegeben, der ich zum Souper geladen war.

Während ich, der so unerwartet Beschenkte an der Thür stand und das Bescherzte betrachtete, ging die Hausthür auf und „Stanislaus“ trat ein, um nach „lieb' gut' Mädels“ zu sehen.

Berblüßt blieb er vor mir wie ein armer Sünder stehen und legte mir auf Befragen ein unumwundenes Geständniß ab, indem er mit den Worten schloß:

„Bestes Herr Leutnant! Ist sich gut' Mädels! Ich lieb' hab' Mädels!“ Wobei ein seltsames Grinsen sein Gesicht überflog. Nun war es mir klar, wem die Gaben vermeint waren, und ich häßigte sie dem biederen Polacken mit den Worten aus:

„Hier haben Sie den Braten und das Markstüd; das Andere, was ich noch bekommen habe, kann ich Ihnen leider nicht geben!“ und gierig griff Stanislaus nach der Liebesgabe, wobei sein Gesicht wieder das unvermeidliche glückselige Grinsen überflog.

Ehe der Beschenkte jedoch „Rehrt“ machte, stammelte er:

„Bist sich best' Herr Leutnant! Ist sich gut' Mädels! Ich lieb' bin Mädels!“

Ich machte eine abwehrende Handbewegung; Stanislaus verließ vergnügt das Haus und ich stieg nochmals die Treppe empor zur Wohnung des Herrn Bürgermeister Schmidt.

Nachdem ich die Glocke gezogen, öffnete mir das nicht unschöne Jeanettchen und mit einem: „Guten Abend, Herr Leutnant!“ ließ sie mich eintreten, nicht ahnend, daß sie mich vor wenigen Minuten nicht gar zu sanft fast zum Hause hinausgeworfen hatte.

Noch an demselben Abend, als der genossene Wein alle Geladenen in die gemüthlichste Stimmung versetzt hatte, gab ich mein interessantes Abenteuer unter allgemeiner Heiterkeit zum Besten und freue mich heute noch, daß ich mich so oft überzeugt habe, wie viel und feurig unsere schmucken Husaren geliebt werden.

„Ja, ja, Stanislaus!“ ruf auch ich noch heute: „Sind sich gut' Mädels! Ich auch bin lieb' Mädels!“